

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 108 (1982)
Heft: 8

Rubrik: Von Haus zu Haus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Ilse Frank

Gute Worte

Der Zug war pünktlich. Lud mit getrennten Türflügeln zum Besteigen ein. Ich folgte dem mechanischen Wink, geisterte durch ein Wagenabteil und suchte den typischen helvetischen Sitzplatz: die einsame Stelle im leeren Vierercoupé, die Rückzugsecke, aus der ich ein winziges Frankreich machen wollte. Nach Ruhe trachtete ich, nach Frieden.

Ich fand das Wunschrevier. Liess mich ins Polster fallen, steckte meinen Kopf in eine bauchige Allzwecktasche, förderte ein Alibibuch aus ihrer tiefen Weite. Nie erkletterte ich die Bahn ohne Lektüre. Manchmal gelingt es mir sogar, einige Worte gedanklich zu verarbeiten. Meist tue ich zwar bloss, als läse ich, während ich, über den Rand achtlos gewendeter Blätter hinweg, meine Umgebung in Augen und Ohren zwingt.

Für die in ihren Anfängen bereits geschilderte Fahrt – Richtung Bern – schien ich ein zur Fremdbeobachtung schlecht geeignetes Quartier bezogen zu haben. Gegenüber, von mir lediglich durch den schmalen Gang getrennt, hatte sich eine Frau mit zwei Knaben niedergelassen, die sich so artig benahmen, dass ich meinen Spass am Kindergetümmel – an Geplauder, Gezwitscher, Gesumse – von vornherein für verdorben hielt. Da allerdings irrte Ilse gewaltig!

Kaum hatte ich drei trübe Gedanken an die heutige, sturmfreie, drangarme Jüngstmannschaft verschwendet, begann es jenseits der Passage munter zu werden: «Mami, was ist das für ein Bach?» fragte der kleinere, schätzungsweise fünfjährige der beiden Brüder, und presste seine Stirne gegen die Fensterscheibe. Mami sandte einen Blick nach draussen, erhaschte das vorbeifliegende geographische Stück, antwortete sachlich: «Die Aare.»

Da wurde das wissbegierige Bürschen rege, kniete auf «seiner» Bank, starrte erst geradeaus, in die Landschaft, dann zum Flussbett hinunter, forschte zö-

gernd: «Bist du sicher?» «Natürlich! Warum?» In der Stimme der geprüften Mutter schwang ein Ton des Unmuts. «Das ist ein anderer Bach», behauptete der Knirps. «Die Aare wohnt in Solothurn!»

«Äh!» feixte sein älterer Bruder, «ein Fluss wohnt doch nicht!» Der Forscher beharrte auf seiner Feststellung, flehte um Beistand. Doch seine Erzieherin tadelte bündig: «Man sagt nicht so.» Des Kleinen stockende Erwidderung klang nach gestauten Tränen.

Ich sass und horchte und hörte und litt. «Die Aare wohnt in Solothurn.» Welch eine Formulierung! Poesie keimte. Dichtung blühte. So nahe der Wurzel der Wahrheit! Ich sann und staunte, fühlte mich durchströmt von Freude, geritzt von Neid. – Was hätte ich um diese Satzschöpfung gegeben, wäre sie mein gewesen! Von mir, die ich Deutsch leidenschaftlich liebe. Die ich heiss wünsche, unsere Sprache zu beherrschen, sie nach Lust und Laune modulieren zu können!

Ich empfand die Last meiner Jahre, schaute den Kerker meiner Bildung. Ich wusste plötzlich,

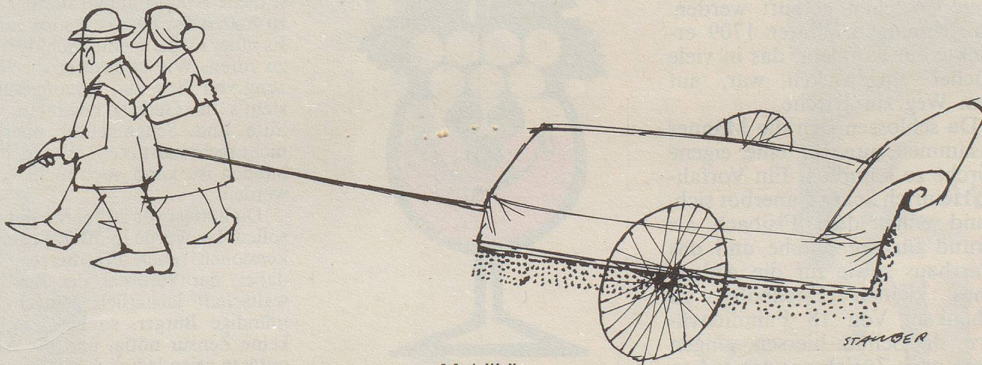
dass ich von der Möglichkeit natürlicher Kreativität weit entfernt war. Dass das, was ich bisher zu Papier gebracht hatte, Ersatz gewesen war für das Urtümliche – Aufgepfropftes anstelle frühlingsspriessender Knospen.

In einer ersten Phase wurde ich traurig. In der zweiten wütend: auf Erwachsene, die Kinder sprachlich trimmen. Die Künstler töten, ehe sie gelebt haben. Zornig auf Vernünftige, die korrigierend sprechen: «Man sagt nicht so!»

Wer ist «man»? Eine Masse, die stumpf plappert, was aus anderer Munde quillt? Was nicht auffällt, weil es zum Wust des Gewöhnlichen zählt?

Beinahe hätte ich mich hinreissen lassen: hätte dem klugen Bengel, der den Benjamin auslachte, der intelligenten Frau, die ihren Sohn zurechtwies, einen philosophisch-linguistischen Vortrag gehalten.

Ich liess es bleiben. Schluckte die Worte, verdrängte den Groll. Befahl mir geistige Abstinenz. «Man mischt sich nicht ein», belehrte ich mich, und die Formel der Anonymität fiel mir nicht einmal auf ...



Mobilität

Tapetenwechsel

Es gibt freudige Überraschungen und andere. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf uns zwei Frauen die Mitteilung des Eigentümers unserer Mietwohnung, er sehe sich genötigt, unser Logis zu verkaufen ... Es folgten die bekannten Suchaktionen aufgrund von Zeitungsannoncen, schlaflose Nächte, schliesslich das Ergattern eines neuen Refugiums.

Die folgenden Szenen des Trauerspiels sind bekannt: Man sichtet sämtliche Effekten, kramt in Truhen und Schränken, räumt auf und erkennt stöhnend, dass

man trotz zeitweiliger asketischer Anwendungen immer noch viel zu reich ist.

Der Umzugstermin rückt näher. Bücher verschwinden in Kisten, es wird fieberhaft gepackt und verschnürt. Überall stehen Schachteln und Kasten. Man weiss kaum mehr, wo man den Fuss hinstellen kann, und ist glücklich, zum Schlafen noch ein Nachthemd aufzutreiben.

Zügeltag. Die tapferen Mannen der Transportfirma schwärmen durch die Räume, ergreifen Möbel und Harassen, steigen treppab und treppauf (hoffentlich fällt keiner die Stufen hinunter!), während wir an den letz-

ten Kommoden und Schränken Schubladen und Türen mit Klebstreifen fixieren.

Nun kommt das Abteil im Keller an die Reihe. Man hört die Männer unten rumoren. Erregtes Gespräch ist zu vernehmen, und wir beeilen uns, zum Rechten zu sehen. Eben kehrt die Nachbarin vom obern Stockwerk ins Haus zurück, zwei Koffer in der Hand. «Die waren schon auf dem Möbelwagen», erklärt sie

halb ärgerlich, halb lachend, «es sind die Militärakten meines Mannes.»

Eine Stunde lang dauert der Kampf mit der siebenköpfigen Hydra. Dann steigen wir erschöpft die Treppe hinunter, um in Eile mit dem Bus den Weg zurückzulegen, den der Zügelwagen separat unter die Räder nehmen wird. Die letzten Zügelmäner folgen uns.

In der Eingangshalle des Hauses grüssen wir nochmals die dunkelgrüne Vase, einen riesigen Behälter, den Stolz der Mieterin im unteren Stock. «Gottlob», seufzen wir wie aus einem Munde, «dieses Monstrum müssen wir nicht auch noch mitnehmen!»

Was eingepackt wurde, muss am neuen Ort ausgepackt werden. Wieder rennen die Männer treppauf und treppab. Die Wohnung gleicht einer Lagerhalle.

Einmal nimmt alles ein Ende, auch das Zügeln. Der letzte Mann verabschiedet sich, und wir setzen uns nur kurz auf eine Bücherkiste, um den trüben Blick über das Chaos schweifen zu lassen.

Was steht dort in einer Ecke – in ganzer Pracht? Es ist die dunkelgrüne Riesenvase unserer früheren Nachbarin ... *Isabella*

Sie+Er
Elle+Lui
Pflegerische Lippenpomade
Erhältlich in Drogerien, Apotheken
und Warenhäusern

Taxidienst

Warum willst du vor der einzigen Telefonkabine anstehen und warten? Du kannst doch schnell zu mir nach Hause kommen und von dort aus deine Mutter anrufen, sie solle dich abholen.

Alle wollen abgeholt werden, alle müssen anrufen. Warum? Es sind lauter Skikanonen, soeben vom Skitag zurückgekehrt, vom Autobus am Bahnhof ausgespuckt und stengelassen. Dazu noch mit jenen unbequemen, berüchtigten Schraubstöcken an den Füssen. Die Körper gehen unwillkürlich in Vorlage, unmöglich, die Knie durchzustrecken. Um das Gleichgewicht zu halten, macht man schraubstockbewehrt einen Buckel und rudert beim Fortbewegen mit den Armen. Nichts gegen die Schraubstöcke, wenn man damit auf Ski steht, aber längere Strecken zu Fuss schafft man nicht, man empfindet sie als unzumutbar. Vom Parkplatz der Talstation bis zur Bergbahnkabine kämpft man sich vor, aber keinen Schritt weiter.

Deshalb die Kolonne vor der Telefonkabine, deshalb der Schrei nach dem Mami, lies Auto. – Ausser wenn die Familie kein Auto besitzt und der Velanhänger einen unbekannteren Abnehmer gefunden hat!

Zwanzig Minuten dauert der Kampf mit den Schraubstöcken, bis man zu Hause ist. Die Freundin, die das Angebot angenommen hat und nun mit nach Hause kommt, um von da aus das Mami anzurufen, murrst bedenklich. Sie findet den Weg unendlich lang, sie bereut den Entschluss; wenn sie gewusst hätte, dass der Weg zum Telefon der Freundin so weit ist, wäre sie nicht mitgegangen.

Ihren Unmut haben wir viel später verstanden. Erst, als wir erfuhren, wo sie wohnt. Sie wäre nämlich vom Bahnhof aus weit

schneller zu Hause gewesen als bei unserem Telefon!

Könnte es am Ende sein, dass Autofahrerkinder verwöhnt und Fussgängernachkommen abgehärtet sind? *Dina*

Blick zurück ...

Sehr oft hört man Burschen oder Mädchen sagen: «Ich lasse mich nicht konfirmieren, ich gehe ja nachher doch nicht mehr in die Kirche.» Viele Eltern bestehen nicht auf dieser religiösen Handlung. – Eine Zeitkrankheit? In meiner Jugend vernahm ich diesen Ausspruch nie, und es war mir auch kein Fall bekannt, in dem sich jemand nicht hätte konfirmieren lassen.

Gewiss, meine Brüder suchten alle Ausreden, um nach der Konfirmation nicht in den Gottesdienst gehen zu müssen. Ihnen dienten nicht Sportanlässe als Vorwand, sondern der Wald und das Fischen. Das war jeweils der Moment, wo Grossmutter, die 1855 geboren wurde, anfang, die Kirchengeschichte zu erzählen. Sie wusste Begebenheiten, die bis 200 Jahre zurücklagen, zu schildern.

Im Jahre 1700 hatte Bachs noch keine eigene Kirche. Die Kirchgänger mussten jeweils einen einstündigen Weg nach Steinmaur zurücklegen. Nur Kranke und alte Leute durften dem Gottesdienst fernbleiben. Neugeborene mussten innert dreier Wochen getauft werden. Im grimmigen Winter 1709 erstickte ein Kindlein, das in viele Tücher eingewickelt war, auf dem Weg zur Kirche.

Da schlossen sich die Männer zusammen, um für eine eigene Kirche zu kämpfen. Ein Vorfahre, Heinrich Schütz, anerbot sich, Land ennet dem Fisibach als Grund für die Kirche und das Pfarrhaus sowie für die Anlage eines kleinen Friedhofes zu schenken. Von 18 Familienvätern, die Schütz hiessen, gingen sechs nach Zürich vor den hohen Rat, wo sie ihr Anliegen vorbrachten. Sie wollten einen eigenen Pfarrer und Sigristen haben. Die Kirche wollten sie im Frondienst bauen und für die Kosten selbst aufkommen.

Oberst Kaspar Werdmüller setzte sich im Rat von Zürich für das Begehren der Bachser ein. Der Ort eigne sich auch als militärischer Stützpunkt, sollten etwa die deutschen Truppen vom Rhein her einmarschieren. Im November 1714 läuteten die Kirchenglocken zum ersten Mal. Wenn die Grossmutter von den Glocken erzählte, waren die Brüder meistens schon auf weiter Flur ...

Dafür hatte Grossmutter an uns Enkelöchtern dankbare Zu-

hörer. Das Pfarrhaus von Bachs sei das schönste im ganzen Zürcher Unterland, betonte sie immer.

Im kleinen, zwischen Kirche und Pfarrhaus angelegten Friedhof hielt ich mich nach der Kinderlehre sehr gerne auf. Die Grabsteine standen schräg, einige Gräber waren eingesunken. An Blumen gab es nur so viele, wie der Wind Samen über die Mauer trug – und natürlich das Immergrün.

Einmal sagte eine Frau im Friedhof zu mir: «Wo kein Stein und kein Kreuz ist, da sind die Verlorenen.» Als ich dies der Grossmutter erzählte, antwortete sie: «Dummes Zeug! Die Letzten werden die Ersten sein.»

Rosel Luginbühl

Namen

Sie war die Jüngste in einer Reihe von Geschwistern und hatte Brüder in hoher Zahl. Immer war sie die Schwester von irgend jemandem. Angesehen zwar, aber eben: die Schwester. Eine Rolle, die ihr jahrelang zugeeignet blieb. Bis zu ihrer Verheiratung. Sie legte ihren Mädchenamen ab und zog in fremde Ge-

genden. Da waren die Brüder unbekannt. Endlich war sie die Rolle los.

Nun wurde sie die Gattin. Angesehen und respektiert als Gattin des Herrn Gemahls. Jahrelang. Plötzlich stand eine neue Rolle drohend am Horizont. Sollte sie zu guter Letzt auch noch die Mutter von ... werden? Sie war zwar gerne die Mutter ihrer Kinder, doch einmal hätte sie schlicht sie selbst sein wollen.

Sie setzte sich durch. Nicht spektakulär, sondern nachdrücklich. Der Erfolg mag bescheiden aussehen, vor allem in den Augen selbstbewusster Männer; für sie war er unwertend: eine Agenda! Nicht aus zweiter Hand, von der Beige stammend, die der Herr Gemahl zugeschickt erhielt. Nein, eine eigene, an sie adressierte. Wenn das kein Erfolg war! Das roch geradezu nach Emanzipation.

Dina

Echo aus dem Leserkreis

Zu spät
(Nebelpalmer Nr. 4)

Liebe Ilse

Mit Deinem Artikel bin ich voll und ganz einverstanden, mit Ausnahme des letzten Abschnittes. Du schreibst dort, dass Dich eine Gesellschaft, die psychologische Abnormalitäten fördert, verunsichert.

Du kommst zu spät, Ilse! Die Gesellschaft, die wenigstens versuchte, sexuelle Abnormalitäten in Schranken zu halten, ist bereits restlos zerstört. Es nützt nichts mehr, nach dem Kadi zu rufen. Wie könnte er die Verletzung von Sitte und Schamgefühl (so steht's im Gesetz) bestrafen, wenn Sitte und Schamgefühl überhaupt nicht mehr existieren? Was nicht vorhanden ist, kann auch nicht verletzt werden.

Du hättest vor 20 Jahren dabeisein sollen. Da wurde in öffentlichen Diskussionen (auch Pfarrherren waren dabei) der Vertreter der Bundesanwaltschaft lächerlich gemacht. Der mündige Bürger, so hiess es, habe keine Zensur nötig, und die Abnormalitäten seien lediglich die Folgen gesellschaftlicher Zwänge.

Bevor man Dämme einreisst, sollte man sich dafür interessieren, warum sie gebaut wurden. An Gelegenheit zu gründlicher Information hätte es nicht gefehlt. Aber eben – aus den Werken der grossen Psychologen hat man lediglich die Begriffe «Tabu» und «Verwirklichung des Selbst» herausgeklaut. Die Warnungen vor den Abgründen der menschlichen Triebnatur liess man unbeachtet. Erstens wäre ein gründliches Studium mühsam gewesen, zweitens hätte es einem das süsse Leben versauern können.

Nun ist die Schlammflut am hereinbrechen. Und die Zerstörer, die Brechwerkzeuge noch in der Hand, beschimpfen den Damm.

Schliesslich wäre es seine Pflicht gewesen, standzuhalten.

Mit herzlichen Grüessen

M. Huggler

Neues Posthotel St. Moritz

- Ganzjährig geöffnet
- Ruhiges und behagliches Haus mitten im Zentrum
- Fitness- und Spielraum, Solarium
- Freie Sicht auf See und Berge
- Badeferien im Höhenklima sind doppelte Ferien
- Busverbindung mit dem neuen Bäder-Zentrum
- Spezialitäten-Restaurant
- Grosser Parkplatz

PETER GRABER dir.
Tel. 082/2 21 21 Tx 74430



ein
edler
Tropfen
ohne
Alkohol

Merlino

Traubensaft

Ein **OVO**-Produkt